



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbell Ostpr

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Advent.

Du schmaler Pfad,
drauf das Christkind naht,
mit dem Licht, dem Licht in seiner Hand!
Alle Dunkelheit
tritt zurück so weit,
da zu uns es still die Wege fand!

O, du heilige Zeit,
da der Blick geweilt
durch des lichten Kindes Nahen ist,
daß man Sorg und Brot
in der Andern Not
in der Andern Freude ganz vergißt!

O, du holder Traum,
da der Tannenbaum
schon von fern mit dunklen Zweigen rauscht,
da aus Engel Mund
uns ein Ton ward kund,
dem die Seele tief in Andacht lauscht!

Laßt uns leise gehn,
auf das Kindlein sehn,
dessen Herz in Liebesgluten schlägt,
daß ein jeder sacht
durch die lange Nacht
ihm ein helles Licht entgegentragt!

(Nachdruck verboten).

Emma Müllenhoff.

Die Tür.

Evgl. Joh. Kap. 10, Vers 9: „Ich bin die Tür“.

In einer Heimatgemeinde war es und während des Krieges. Zu einem Gottesdienst hatte man mich aus dem Felde gerufen. Ich will vor den Altar treten. Da fällt mein Blick auf ein Wort über der Tür, die von der Sakristei in die Kirche führte. Dort stand: „Ich bin die Tür.“ Ich weiß noch, wie heute, wie mich das Wort traf.

Manches Wort aus dem Munde Jesu und seiner Apostel haben wir über das, was Jesus uns ist. Viele sind uns geläufiger als unser Geleitwort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;“ „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende;“ „Ich bin die Auferstehung und das Leben;“ „Ich bin das Brot des Lebens.“ Aber ob ein Wort so schlicht und zugleich so umfassend alles umschließen kann wie unser Textwort? So vielsagend für den Seelsorger, der durch die Tür der Sakristei gehen will und der Gemeinde Jesum als die Tür zum Frieden predigen; und so dringlich für die Gemeinde, die durch die Pforte des Gotteshauses schreitet und die Pforte zum Himmelreich sucht?

Jedes Kind weiß, was eine Tür ist und weiß, wozu eine Tür dient: den Zugang erschließt sie uns in ein Zimmer, in eine Wohnung, in ein Haus, in eine Stadt; weiß auch, daß eine Tür benutzt werden muß. Sonst verfehlt sie ihren Zweck. Ein Fenster kann dauernd geschlossen bleiben. Es läßt trotzdem Licht herein. Eine Tür nicht. Bleibt sie dauernd verschlossen, dreht sie sich bei gelegentlichem Öffnen nur mühsam und schwerfällig, knarrend und kreischend in den Angeln: man hätte sie nie zu bauen brauchen.

Und nun nennt Jesus sich die Tür. Nicht: Eine Tür, sondern die Tür. Es ist nicht so, daß jeder sich einen Zugang aussuchen kann. Will jemand ins Himmelreich und ans Vaterherz und innerlich zur rechten Freude und zu dem Frieden kommen, nach dem wir uns alle in der Unruhe der Welt sehnen: Jesus allein ist die Tür. — Und doch wieder: Wie sieht diese Tür für jeden anders aus. Anders für den, der von schwerer Trauer herkommt, und anders für den, dessen Herz in Freude aufjauchzt, und anders für den, den Reue über Sünde und Gewissensnot foltert. Gehen wir doch auch auf Erden anders über die Schwelle derselben Tür, je nachdem wir Gutes oder Schweres oder Böses im Herzen tragen. — Aber eins bleibt dieser Tür immer eigen: der Trost, der von dem Kreuz Jesu über sie ausgegossen ist, und die Liebe, mit der die Nähe des lebendigen Herrn sie verklärt.

Unter den mancherlei Schriften, die uns ins Feld gesandt wurden, befand sich ein Weihnachtsbüchlein mit einem ganz schlichten, aber tiefinnerlichen Titelbild. Ich habe es mir ausgeschnitten. So oft ich es auch ansah, nie geschah es ohne innere Bewegung. Eine Schar von Menschen drängt nach eiger geöffneten Tür. Als letzter ein Wehrmann, von seinem Töchterchen gezogen. Ein unsagbarer Ausdruck über dem Gesicht des Mannes: so tief nach innen der Blick über all dem Grausigen, das er im Felde gesehen. Und zugleich solch unstillbares Sehnen nach der Tür, zu der alle drängten. Dazu das Wort: „Heut schleußt er wieder auf die Tür zum Paradies.“ Wie oft habe ich still hinzugesetzt: „Der Cherub steht nicht mehr dafür, Gott sei Lob, Ehr und Preis!“ — „Heut schleußt er auf“: Wohl weiß ich, zum Christfest. Aber zählen erstlich die wenigen Tage bis zum heiligen Abend? Ist nicht Advent wie die Eingangstür zum Weihnachtsfest? Was wollte ich lieber, als daß für uns alle über dieser Tür Jesus geschrieben stünde! Wir sind wahrlich, zumal in unserer zerrissenen Zeit, zu schade dazu, daß Advent uns nur die Tür ist für wenige Stunden schmerzlichen Erinnerns, süßen Lockens aus Kindertagen und innigen Zusammenschließens mit den Unstrigen. Ich weiß viel Besseres: Daß Gottes Güte uns in der Krippe zu Bethlehem die Tür finden läßt zum ewigen Leben. In dem Sinne hebe ich betend meine Hände: „Komm, o mein Heiland, Jesus Christ, meins Herzens Tür dir offen ist.“

Dompfarrer Willigmann.

Von der Feier des heiligen Abends.*)

Aus einem alten Vermächtnis.

... daß du aber, mein lieber Sohn, nicht vergiffest, welche Weihnachtskunst deine Eltern dich gelehrt haben, des bin ich getrost.

Die Unrast dieses Tages will alle Christenmenschen um ihre Festfeier bringen, und weil du ein lebendig beweglich Gemüt bist, so stehst du in sonderlicher Gefahr. Gedenke an unser altes Märchen, daß der Teufel das Weihnachtsfieber erfunden, um die Menschheit um den Weihnachtsfegen zu bringen. Halte unseres Hauses Sitte: da durfte vom Mittag an kein anderes werktätliches Geschäft geschehen als die letzte Vereitung des Hauses, bis alles blitzte von festlichem Glanz. Den Dienstleuten und Kausleuten durch eigene Vergeßlichkeit die Gast vor der Feier vermehren, ließen wir nicht zu.

Es war doch ein schöner Brauch, daß in der Heimat, ehe der Festabend heraufstieg, in unserm traulich dunklen Kirchlein Christandacht gehalten wurde. Da konnte die Seele sich recht ruhesam bereiten und der Ankunft des Christkinds freuen. Und dann still und hastlos heimzu gepilgert, und alle Hausgenossen das allerbeste Gewand angetan, mit dem der Herr des Festes geehrt werden kann, und Wort und Sinn zu seinem Empfang gestimmt...

Wie dir's Gott bescheidet — ob du eine Schar von Lieben um dich siehst oder: einsam sein mußt — feiern, feiern mußt du den heiligen Abend. Für dich geht das nicht ohne einen Tannenbaum und ohne Lichter. Denk nicht, um deinetwillen allein sei es dir der Mühe nicht wert. Das Bäumchen, das du nur für dich selbst schmückest — sieh es so an, als hätte ich es dir aufgepußt, deine Mutter.

Wenn du aber zu dreien oder viere oder gönne dir's Gott zu vielen feierst, mit Weib und Kind und lieben Freunden und mit Gästen, die du an diesem Abend nicht einsam wissen magst — laß es doch nicht ohne Gesang beginnen, denn das gehört zum Tannenbaum und zu den Lichtern und zu dem, das beide bedeuten und preisen.

Und dann, darin kenne ich dich wohl, daß du es gar nicht anders kannst — meine alte Bibel wirst du holen; ich weiß, von vielen Dingen unterm Christbaum tut sie sich, wenn du sie ausschlagen wirst, schon von selbst auf bei Lukas am zweiten. Und du liest, — nein, du betest den Deinigen die Geschichte: „Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren —“, und bei dem Kleinsten, den seine Mutter auf dem Arm trägt, wächst dabei, ohne daß ihr's wißt, ein geheimer Segen in sein werdendes Geißlein hinein, des wird er dir dankbar sein, auch wenn du einst nicht mehr bist. Und ihr betet miteinander das Vaterunser, und du, deines Hauses Pfarrer, darfst jetzt tun, wie es dein lieber Vater tat, und sprichst über euch alle den Segen.

Und dann nimm und gib, was das Christkind gebracht hat. Freilich, auch das hast du gelernt, daß Gottes Widersacher in seiner Bosheit den heiligen Gottesabend schädigen und schänden will mit Geschenken, die er sich in seinem argen Sinn ausdenkt und die dem heiligen Kinde widerwärtig sind. Laß ihn nicht herein mit seinen frechen Gaben, auch wenn er deine Freunde benützt, solcherlei dir in seinem Namen zu schenken. Was aber dir und den Deinen die lautere Liebe bereitet, das nimm mit Herz und Hand auf, denn es ist löstlich.

Unterm Weihnachtsbaum sollst du auch dich der Grüße freuen, die dir etwa von fern her zugeflogen kommen. Dabei magst du in Treue aller derer gedenken, mit denen du schon einmal das Fest gefeiert hast, und aller, denen du in der Welt je hold warst und hold bist, und sollst auch uns um dich wissen. Aber die meinerliche Nührung laß unterweg. Du hast ein weiches Gemüt, das dir beim Erinnern schnell das Wasser in die Augen treibt; dein lieber Vater war auch ein gar weiches Herz — das weiß ich wohl gut —, und doch hat er's weder sich noch mir, noch euch Kindern verstattet, beim Erinnern am heiligen Abend

*) Heinrich Schmid-Rugelbach, in seinen „Gemeindebriefen“.

Tränen zu zeigen, selbst nicht als wir der Eis gedachten, deines toten Schwesterleins. Denn von Nührung hielt er nichts Gutes, sondern nannte sie ein feiges Ding, welches das Herz schwach macht und bald zur Unwahrhaftigkeit verführt...

Welt, über dem Gabentisch vergiß mir nicht den Baum mit den Lichtern. Wende dich manchmal ihm allein zu. Lehre dein Weib und deine Kinder auch das liebelechte Lichterschattenspiel: zu warten, wie Kerze um Kerze verlischt, und je weniger noch brennen, desto reicher werden die Schatten der Zweige an Decke und Wänden, und wechseln, so oft ein Lichtlein stirbt — schließlich wachsen sie zu einem wonnigen Märchenwald, wenn nur noch ein einziges Lichtlein leuchtet. Ich will dir dabei auch deines Vaters Geheimnis verraten; er hat immer eines der untersten und innersten Lichter zuletzt angesteckt; so brannte das auch als letztes aus und zauberte den Märchenschattenwald ganz wunderherrlich ins Zimmer.

Aber erst recht darfst du den nicht vergessen, der dir das Fest schenkt, dir und aller Welt. Sie macht sich ja so breit mit ihrer mächtigen Art, mit Not und Schuld und Niedertracht, mit Verzagtheit und ungereinigtem Wesen, daß man fast nichts anderes mehr glauben kann, und es ist mir, als wollte sie es darin je länger je ärger treiben. Da laß doch dem Kindlein in der Krippe und seinem Vater das Wort und spüre, was dieser Abend bedeutet: daß nämlich Gott in diesem die taumelnde, verlorene Welt mit stürmischem Arm an sein Herz reiht — das ist gewisser als alles, was die Welt sagen und klagen will. Und weil Gott für die Welt Barmherzigkeit, Hoffnung und Trost hat, so bereite du dein Herz auch, mit deinesgleichen Barmherzigkeit, über deine Brüder Trost und für deine Nächsten Hoffnung zu haben.

Und verjäume dich nicht selbst und das Zwiefache, das dir zusteht. Bringe du dem Kind dein Opfer dar. Das ist nichts anderes als deine eigene Not, Schwermut, Verzagtheit, Schuld und Armut. Ich habe dich nicht zu einem stolzen Heiligen erzogen, kenne auch deine Artung, mein liebes Kind, daß du zu den Mühseligen und Ungefochtenen gehörst. Lege alles vor der Krippe nieder, du darfst es tun, denn dazu ist das Kind gekommen. Und tausche dir das Geschenk ein, das dir zusteht: daß Gottes ewige Liebe dein innerstes Herz meint. Oft kannst du es nicht fassen. Fass' es auch nicht — aber nimm es, frag nicht lang. Es gilt dir ja, und du brauchst es...

Daß wir, dein Vater und ich, am nächsten Tag nicht aus toter Sitte, sondern weil der, der alles sieht, uns dazu mit so großer Gewalt gezogen hat, in den Gottesdienst der Gemeinde gegangen sind und oft auch zum Tisch des Herrn — die Stunde Weges war uns nie zu weit —, das hast du nicht anders gewußt. Ich brauche darin mein Kind nicht bis über mein Grab hinaus zu beschulmeistern, du wirst auch da von selbst aufs Rechte kommen...

Das ist nun das Zeichen, dabei wir gewiß erkennen sollen, ob Christi Geburt in uns kräftig sei: wenn wir uns des Nächsten Not annehmen.

Und das ist auch das Zeichen, das er am jüngsten Gericht fordern und ansehen wird, wenn er sprechen wird zu denen, die solches nicht getan haben: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt“ — und so fortan. Wenn die sich aber groß entschuldigen wollen und sagen, sie haben ihn nicht gesehen hungrig oder durstig, so wird Er ihnen also antworten: „Wahrlich, ich sage euch, was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr auch Mir nicht getan.“

M. Luther.

Dein ist die Kraft! O gib von deiner Kraft,
o laß sie strömen in mein Ungenügen.
Gib deinen Geist dem, was die Armut schafft,
und laß, was schwach, im frohen Ausblick siegen.

Dein ist die Kraft! Aus Dunkelheit wird Licht,
in Angst und Zweifel deine Huld mich labe!
Der Wille schweig', wenn deine Stimme spricht.
O gib mir Glauben, daß ich alles habe!

Michael Meyenburg.

Von Paul Schreckenbach.

„Was?“ rief Heinrich Busch, und die Ader auf seiner Stirn schwoll zu einem dicken Strang an. „So schandbar hat sich der Rat erzeigt? Euch will er Euer Recht nicht geben, und meinen Bruder weist er aus der Stadt? Wie geht das zu? Der Vater hatte doch manchen Freund im Rate. Nun jagen sie seinen Sohn aus der Stadt, wohingegen sie hätten den Syndikus strafen sollen um fünf Goldgulden, weil er so freche Worte gesprochen hat.“

Frau Margarete Busch lachte bitter. „Du weißt nicht, wie es jetzt in Nordhausen zugeht. Der Mann darf alles. Er regiert die ganze Stadt. Hätt' er denen im Rathause gesagt: zahlt den Erben des Reichsschultheißens das Geld, denn ich meine, wir sind's ihm schuldig — es hätte sogleich auf dem Tische gelegen. Aber er hat ihnen gesagt: zahlt nicht und laßt es auf einen Prozeß ankommen vor des Kaisers Gericht. Sie haben keine Schriften, auf die sie sich stützen können. Darum hat sich der Rat geweigert, und wir kommen um das Geld. Denn ein Prozeß beim Reichsammergericht, du weißt, wie lange der dauert. Ich mit meinen vierundsechzig Jahren erlebe den Tag nicht mehr, an dem das Urtheil gesprochen wird, und dann weiß man auch noch nicht, wie es ausfällt. Der Meyenburg soll ja mächtige Freunde und Fürsprecher haben, daß ihn niemand etwas anhaben kann. Das Domkapitel hat ihn dreimal schon hart verklagt beim Kaiser, aber jedesmal ist er ohne Strafe davongekommen. Sprich einmal darüber mit deinem alten Freunde, dem Domherrn Heune. Der wird dir sagen, was der Meyenburg für einer ist. Du wirst wunderliche Dinge zu hören kriegen.“

„Das werd' ich tun, Mutter. Ich gehe jetzt in den Dom und dann zu Christian Heune. Den hätt' ich sowieso aufgesucht heute oder morgen, und mit ihm will ich mich bereden, was zu tun ist. Das wäre ja des Teufels, wenn dieser hergelaufene Schelm, der Syndikus, Euch sollte um Euer Recht bringen dürfen! Das will ich hindern. Bei Gott und den Heiligen! Das gelobe ich Euch! Lebt wohl, Mutter!“

„Weißt du auch, daß man jetzt in Nordhausen von den Buben auf der Straße kann beschimpft und verhöhnt werden, wenn man aus dem Dom kommt?“ sagte Frau Margarete Busch. „So weit ist es hier gekommen, und auch dahinter steckt der Meyenburg. Nur ein paar Leute halten sich noch zum alten Glauben, es mögen ihrer nicht mehr hundert sein. In allen Kirchen predigen die Prädikanten, die sich Pfarrerherren nennen. Die ganze Stadt ist verluthert.“

„Auf dem besten Wege dazu war sie schon, als ich das letzte Mal hier war,“ gab er finster zurück. „Aber es kommt noch die Zeit, da das anders wird, und Ihr könnt sie erleben. Sowie der Kaiser seiner Feinde Herr geworden ist, macht er der Kezerei ein Ende, und der Tag ist wohl nicht mehr allzu fern. Gehabt Euch wohl, Mutter.“

Er verließ das Haus und schritt durch die Straßen, in denen das Leben des Tages noch nicht erwacht war, dem Dome zu. Als er in die Barsüßergasse einbog, stockte plötzlich sein Fuß, und seine Augen weiteten sich vor Erstaunen und Erschrecken. Aus einem niedrigen Hause zerrten bewaffnete Stadtknechte einen Mann und eine sich heftig sträubende Frau heraus. Das Weib war die Ehefrau eines Bürgers, er entsann sich dunkel, sie früher als Mädchen gesehen zu haben, denn ein so auffallend hübsches Gesicht vergaß er so leicht nicht. In dem Mann erkannte er zu seinem wahren Entsetzen den Domherrn Ferer.

Er trat rasch an die Gruppe heran und rief: „Was ist das? Um des Himmels willen, Herr, wie kommt Ihr hierher, und was tun sie mit Euch?“

Der Domherr schlug die Augen nieder und wandte sein Gesicht zur Seite. Der Anführer der Knechte aber rief mit einem breiten Lachen: „Das will ich Euch sagen, Herr Busch. Jedesmal, wenn der Hans Kühne über Land reist in seinen Geschäften, da nistet dieser lockere Vogel sich die Nacht in seinem Hause ein, um mit der Frau zu singen und zu beten. Das hat ein Nachbar dem Herrn Syndikus Meyenburg gesagt, der hat ja ein scharfes Auge auf die Dompfaffen. Und der Rat will nicht dulden, daß solche Büberei in unserer Stadt geschieht, und hat uns

befohlen, das Nest auszunehmen und die beiden hinter den Roland zu setzen. Das tun wir jetzt, und nur vorwärts!“ Er gab dem Domherrn, der sich nicht vom Flecke rührte, einen derben Rippenstoß. „Sollen wir Euch etwa tragen?“ schrie er ihn an.

Busch faßte unwillkürlich an sein Schwert. „Wie könnt Ihr so tun an einem Manne, der nicht unter des Rates Gericht und Herrschaft steht?“ rief er. „Wenn er gesündigt hat, so hat ihn der hochwürdige Erzbischof von Mainz zu richten.“

„Das geht Euch gar nichts an, Herr Busch,“ erwiderte der Fährleinsführer pazig. „Ich rat' Euch, laßt Eure Klinge in der Scheide, sonst könnt's Euch ergehen wie Eurem Bruder. Wir machen hier kein Federlesen mit den Pfaffen und ihren Freunden.“

Anirschend vor Zorn wandte Heinrich Busch sich ab, und mit meinem schweren Fluche setzte er seinen Weg fort. So wenig er das Vergehen des Domherrn billigen konnte, so sehr empörte sich alles in ihm gegen diese Behandlung eines Mannes, der ein geweihter Priester war und also nur von seinesgleichen gerichtet werden durfte. Die Verhaftung des Domherrn erschien ihm als frevelhafter Uebergriff des Rates in geistliche Rechte, und wieder war ihm der Name des Mannes entgegengelungen, mit dem sein Bruder Jobst einen Zusammenstoß gehabt hatte, der seiner Mutter ihr Recht verweigerte und der zurzeit der eigentliche Regent Nordhausens sein sollte. Bei seinem letzten Aufenthalte in Nordhausen hatte er sich wenig um den Menschen gekümmert, obgleich ihm schon damals gesagt worden war, er übe in Sachen der Religion einen sehr unheilvollen Einfluß aus. Jetzt aber begann er ihn zu hassen.

Mit düsterer Miene betrat er den Dom, wo das Hochamt eben begonnen hatte, und was er da erblickte, erschütterte ihn im Innersten. In seiner Kinderzeit hatten die frommen Männer und Frauen Nordhausens die Gewohnheit gehabt, ihr Tagewerk durch den Besuch der Frühmesse einzulweihen. Damals wohnten oft mehrere hundert Leute im Dome der heiligen Messe bei. Jetzt waren es kaum ein Duzend — Greise und Greisinnen, die nicht lassen konnten von dem, was sie ein Leben lang geübt hatten. Das schmerzte und erbitterte ihn gewaltig, denn er war ein treuer und überzeugter Anhänger der alten Lehre, und das neue Evangelium, das jetzt siegreich durch die Lande schritt, war in seinen Augen eine Erfindung des Teufels.

Er sagte das seinem alten Freunde Heune, den er gleich nach der Messe in seiner Kurie aufsuchte. „Du kannst dir denken,“ erwiderte der Domherr, „was es heißen will, inmitten eines solchen Volkes Priester zu sein. Als ich geweiht wurde, waren wir die Herren über die Seelen. Jetzt sind wir die Verspotteten und Verhöhnten, die nur noch geduldet werden. Wir leben wie auf einer Insel. Um uns her ist alles dem Wittenberger zugefallen. In der Stadt sind nur wenige, die der heiligen katholischen Kirche anhängen, und noch wenigere wagen es, ihren Glauben offen zu bekennen.“

„Haltet nur noch ein paar Jährlein aus vielleicht nur noch eins!“ rief Busch. „Dann wird der Kaiser dem lutherischen Anflug ein Ende machen.“

„Freund, er muß bald kommen, sonst kommt er zu spät,“ erwiderte Heune seufzend. „Es wächst ein Geschlecht heran, dem der Haß wider den Papst und unsere heilige Kirche von klein auf eingesflößt wird. In der Stadt sind jetzt Schulen für die Kinder der Bürger. Da lernen die Jungen und sogar die Mädchen den Katechismus des Wittenbergers. Und im Predigerkloster haben sie eine Lateinschule, und da wird das lutherische Unkraut in die gesät, die einst im Leben studieren und hochkommen sollen.“

Busch erzählte seinem Freunde, was seine Mutter ihm gesagt, und was er vorhin in der Barsüßergasse mit angesehen hatte.

Heune sank auf einen Stuhl und ward gelb vor Aerger, so daß Busch über die Wirkung seiner Worte erschraf. „Trink ein Glas kaltes Wasser, Freund, das wird dir gut tun,“ sagte er. „Hätt' ich gedacht, die Sache werde dich so aufregen, so hätt' ich dir nichts davon erzählt.“

„Ach, Zerer, Zerer!“ stöhnte Heune. „Wie oft habe ich dem Menschen gesagt, er solle ablassen von der Eva Kühne, sollt' auch nicht mehr heimlich ihre Beichte hören. Er hat nicht auf mich gehört, und nun geschieht uns ein ungeheures Vergerniß. Einer von uns sitzt als Ehebrecher hinter dem Roland! Der Schimpf muß auf uns alle fallen, und ich sehe schon, wie der verdammte Meyenburg darüber eine Schandschrift ausgeben läßt und das Höhnen und Spotten anhebt im ganzen Lande.“

„Ich verstehe dich nicht!“ rief Busch. „Das Kapitel muß, so meine ich, sogleich vom Räte fordern, daß der Domherr entlassen wird, denn er gehört nicht unter des Rates Gericht. Dann muß auf der Stelle die Klage beim Kaiser angebracht werden über die Gewalttat, die der Rat wider euch begangen hat.“

Heune lachte grell auf. „Um unsere Forderung und um unsere Rechte kümmern sie sich nicht, und wie können wir die Schande unseres Konfraters dem Kaiser klagen? Das ist es ja! Sie können uns mit der Sache einen Schimpf antun, den wir kaum erwinden, und wir müssen doch schweigen, damit wir das Vergerniß nicht noch größer machen. Fein eingefädelt! Daran erkenne ich den satanischen Menschen, der auch Spottmünzen hat prägen lassen auf unseren Heiligen Vater in Rom.“

„Hat er das getan?“

Heune nickte. „Das und noch manches andere.“

„Und niemand zieht ihn deshalb zur Rechenschaft und verklagt ihn beim Kaiser?“

„Das ist mehrfach geschehen. Aber was haben wir erreicht? Nichts. Einmal sind wir mit unserer Klage abgewiesen worden, zweimal haben wir keine Antwort bekommen. Ich sage dir, Heinrich Busch, es geht vieles in der Welt nicht mit rechten Dingen zu, und damit muß man sich abfinden. Aber unbegreiflicher als alles andere ist mir die Gunst, die der Erzschem beim Kaiser und beim römischen Könige genießt. Er hat im Augustinerkloster eine Handschrift des Valenus gefunden und nachher gestohlen, oder einem, der sie gefunden hat, für ein paar Groschen abgekauft. Die gibt er heraus mit Anmerkungen, nicht ohne Wit, wie denn der Halunke klug und wohlgelehrt ist, und widmet sie dem römischen König. Und der römische König nimmt sie sehr gnädig an und verleiht ihm eine goldene Gnadenkette. Auf dem letzten Reichstage hat der Kaiser ihm einen Wappenbrief gegeben. Das neue Meyenburgische Wappen prangt schon über der Tür seines Hauses, da hat er es in Stein hauen und bemalen lassen. Und alles glückt diesem Menschen, alles! Bei den Mansfeldern, den Hohensteinern, den Schwarzburgern ist er lieb und Kind, der Stolberger liebt ihn wie seinen Bruder. Daß er an dem Erzkezerhofe in Torgau hohes Ansehen genießt, versteht sich von selber. Und hier in der Stadt — du glaubst nicht, was sie für ein Wesen mit ihm machen. Zum Ratsherrn haben sie ihn schon gewählt, daneben führt er die Geschäfte des Syndikus fort, was eigentlich gegen die alten Ordnungen ist. Aber bei ihm fragt niemand nach den alten Ordnungen. Was er tut, das muß recht sein. Gibt es einen gerechten Gott im Himmel? so frage ich mich zuweilen, wenn ich sehe, wie es diesem Menschen des Verderbens so wohl ergeht. Nichts Uebles hat er erlitten in seinem Leben, als daß ihm voriges Jahr sein Weib starb — die entlaufene Nonne, weißt du, die er aus dem Kloster geholt hat. Aber er soll sich ja getröstet haben.“

„Er hat eine andere geheiratet?“

„Nein, das nicht. Aber er hat eine bei sich im Hause, die ihm die Wirtschaft führt, eine feine Jungfer, wie man mir gesagt hat. Mit ihr soll er in heimlicher Ehe leben.“

„Warum heiratet er sie nicht?“

„Das weiß ich nicht. Es ist ihm wohl noch zu bald nach dem Tode der ersten. Es fährt sich erst im nächsten Monat, daß sie starb.“

„Und niemand dreht ihm einen Strich daraus, daß er mit dem Weibe in heimlicher Ehe lebt?“

„Ich sage dir ja: was er tut, das muß recht sein. Auch sind beide vorsichtig und schlau, es ist ihnen nichts zu beweisen. — Aber jetzt warte hier eine kleine Weile auf mich. Ich will ein paar Augenblicke hinüber zum Dechanten und will ihm sagen, was mit Zerer geschehen ist.“

„Halt! Noch eins!“ rief Busch dem Abgehenden nach. Heune wandte sich um.

„Der Meyenburg hat meinem Bruder Jobst einen schweren Schimpf angetan. Weißt du auch mit Gewißheit, daß er den Rat beredet hat, meiner Mutter das Geld zu verweigern?“

„Das weiß jeder in Nordhausen, und er selbst brüstet sich damit. Er hat gesagt, ihr wäret längst abgefunden und hättet nichts mehr zu fordern.“

„Dann laßt mich eine Weile darüber nachdenken, was ich tun werde.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blutzeuge des Evangeliums aus unseren Tagen

Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches schlug die bolschewistische Flut über dem von den deutschen Truppen verlassenen Baltenland zusammen. D. Traugott Hahn, der Universitätsprediger zu Dorpat, gehörte zur Schar jener Pastoren, die ihren Posten nicht verlassen wollten, ob schon sich ihnen die Möglichkeit zur Flucht bot. Er besiegelte wie viele andere evangelische Geistliche im Baltenlande seine Treue mit dem Tode.

Traugott Hahn war der Sohn des Pfarrers Hahn an der Draigemeinde zu Reval, sein Elternhaus ein echtes deutsches Pfarrhaus. Seinen ersten Dienst hat er als Hilfsprediger seines Vaters, um als 27jähriger dem Ruf nach Dorpat zu folgen. Seinem Wesen lag nicht, was man den Hochflug der Gedanken nennt, sondern ein tiefes ernstes Furchenzeichen. Die wenigen Stellen aus den Briefen seiner Verlobungszeit, die seine Gattin in seinem Lebensbild erwähnt, beweisen, daß hier alles Glück in Gott und im Gotteshaus verankert ist. Er will kein „schöngeistiges Haus“ gründen, sondern ein „christliches Liebesheim“. Daneben klingt, abgesehen von dem persönlichen, nur ein starker Ton an, das ist die Liebe zum Deutschtum. „Unsere Liebe ist eine echt deutsche . . . und deutsche Liebe ist etwas so Großes. Ich glaube, kein Volk kann so lieben wie echte Deutsche.“ — Er weiß sich mit seiner Braut darin einig, daß „Glück, wahres Glück nur auf dem Wege beiderseitiger häufiger Selbstverleugnung zu finden ist.“

Schon das russische Revolutionsjahr 1905 warf tiefe Schatten in sein Leben und auf seine Arbeit und zeigte ihm, daß seine innere Einstellung zum Leben, wo alles Glück an Selbstverleugnung gebunden ist, die rechte war. Ihm ging es auf, so schreibt er, „erst wo Martyrium und Opfer anhebt, beginnt das höhere Christentum. Ohne Opfer keine Seligkeit. Für Gott und seine Kirche alles einsetzen, bis aufs äußerste Christo und dem Gewissen folgen ist unendlich viel mehr Glück, ist höchste Seligkeit. Ich verstehe doch tief Alexander Dettlingen, wenn er sagt, „Glücklich sein auf Erden vor allem ist ein jämmerlicher Standpunkt“ (Matth. 16, 33). „Selbstverleugnung ist Leben“ (Matth. 16, 25).“

Schon damals fielen fünf Pastoren, die es aus Gewissensgründen für ihre Pflicht gehalten hatten, auf ihrem Posten zu bleiben, als Märtyrer. Das Sterben der tapferen Männer machte auf Traugott Hahn einen tiefen Eindruck. Er durchlebte diese Zeit mit den Tiefen seiner Seele. Er rang sich durch zu innerer Stille und Festigkeit. Seine Gattin, Anny Hahn, hat soeben bei Eugen Salzer-Heilbronn ein anschauliches Lebens- und Charakterbild veröffentlicht. In diesen Blättern, die von ihm melden, hören wir das Herz eines evangelischen Glaubenszeugen schlagen. Es ist wohl zu wünschen, daß das Buch zu Weihnachten in vieler Hände gelegt wird.

Wir lauschen in Folgenden ihren Berichten:

Traugott mochte es auch nicht leiden, daß ich um häuslicher Pflichten willen einem Gottesdienst fernblieb, Gottes Wort und Kirche sollten obenanstehen, sagte er, alles andere in zweiter Linie. Ich lernte es daher bald, mich mit der Arbeit so einzurichten, daß sowohl unsere Mädchen wie ich regelmäßig zur Kirche gehen konnten.

Einmal, als ich ihn wegen einer Wagenfahrt aufs Land um Rat fragte, die auf den Sonntag geplant war, antwortete er mir: „Ich bin gegen Sonntagsfahrten, einmal des Kutschers wegen und dann, weil es der Tag des Gemeindegottesdienstes ist und jeder Christ die Pflicht hat, sich womöglichst zu beteiligen. Natürlich darf es kein äußerliches Geseß werden.“

In die innere Wirtschaft, Haus und Küche, mischte er sich nicht ein, da er sich für ganz unpraktisch hielt. Manchmal wäre mir mehr Hilfe auf diesem Gebiete sehr erwünscht gewesen. Aber als richtiger Professor war er zeitweilig so vertieft in irgend einen Gedanken, daß ich ihn, halb verzweifelt, halb belustigt, oft viele Male das selbe fragen mußte, ehe ich eine vernünftige Antwort von ihm bekam. Doch war dies nicht die Regel. Im Gegenteil, er war auch im Alltag von zartester Fürsorge für mich und die Kinder erfüllt und voll Rücksichtnahme auch in kleinen Dingen.

Wir lebten natürlich sehr schlicht. Traugott war für seine eigene Person überaus anspruchslos. Dabei konnte er sich kindlich freuen über einen neuen Anzug oder über ein gutes Gericht. „Danke für das herrliche Mahl“, sagte er oft mit großer Bonnie, wenn wir von einem ganz einfachen Mittagessen aufstanden.

Dem Gelde gegenüber war er sehr unabhängig. Wenn Gott ihm die Hände füllte, freute er sich, andern damit helfen zu können, daher war sein eigener Beutel oft leer. Doch machte er sich darüber keine Sorgen. In Geldsachen nannte er sich selbst spottend „einen armen Unmündigen“. Aber es ging ihm nach dem Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ So viel wie wir brauchten, war stets vorhanden.

Obgleich Traugott nicht viel Gewicht auf die Form legte, so hatte er doch Sinn für sie und war empfänglich für Behaglichkeit und Gemütlichkeit in seinem Heim, an dem er mit großer Liebe hing. In einer Trauredede sagte er einmal: „Mit das größte Erdenglück ist das Heim. Die Liebe der Gattin allein vermag dem Manne aus dem Hause ein wirkliches Heim zu machen, einen Erquickungsborn, einen Jungbrunnen unter der Arbeit und Hast des Daseins. Das ist die große Gabe, die der Frau eigen ist. Und das Herz des Mannes sei das Heim der Frau.“

Ein anderes Mal schilderte er die eheliche Liebe als den Drang, den andern zu beglücken, ihm mit kleinen und großen Freuden zu umgeben, ihm ein Sonnenschein zu sein, aber in heiliger Wahrhaftigkeit zueinander, und zwar in zarter, geduldiger Wahrhaftigkeit, die alles Gute im andern weckt und zum Wachstum bringt.

Wie sehr Traugott diese Kunst des Beglückens verstand, bestätigt ein Brief, den ich, nachdem wir schon eine Reihe von Jahren verheiratet waren, einem Kranken an den Rollstuhl gefesselten Gemeindeglied schrieb, das innigen Anteil an unserem Glücke nahm: „Wie schön dieser Sommer für uns war, das kann ich Dir gar nicht in Worten beschreiben, ebenso wie ich niemand sagen kann, wie das ist, wenn man so unendlich glücklich ist in seiner Ehe, daß man sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mehr ist, mehr liebt, mehr gibt . . . Gewiß hat mein Mann auch Fehler, aber er ist so durch und durch ein Christ dabei, der gegen alles Alte in sich kämpft und sich immer wieder voll und ganz dem Geiste Gottes öffnet, und dabei ist er so unbeschreiblich zart in seiner Liebe. Nein, ich gaube, ich habe genug gesagt, Du laßt mich am Ende aus, daß ich so über meinen eigenen Mann schreibe.“

Was ich über unsere Ehe gesagt, ich fühle es tief, es war nur ein Stammeln. Gott hat uns in der Ehe, wenn sie ist, was sie sein soll — ein völliges und unauflösliches Verbundensein zweier Menschen bis auf den Grund ihrer Seelen — ein Stückchen Himmel geschenkt, ein Heiligtum, das so zart und so geheimnisvoll ist, daß Worte es nicht enthüllen können und sollen. Freilich wird bei uns sündigen Menschen dieses Heiligtum, an dem wir selber mitbauen, stets viel Unvollkommenes anhaften. Aber bedeutet es nicht die Erfüllung des größten auf Erden möglichen Glückes, wenn in einer langjährigen Ehe das Wort Wahrheit wird, das Traugott mir als Verlobter schrieb:

„Eng verschlungen, ganz verwachsen und doch beide ganz selbständig in Gott, so wie mein Gewissen mein und doch wieder mir gegenüber selbständig ist, wollen wir durchs Leben gehen.“

Unser Glück würde noch größer, als Kinderstimmen unser Haus belebten. Vier Kinder hat Got uns geschenkt, und jedes war ein Quell neuer Freuden.

Traugott, der schon immer Kinder sehr liebte, war ein rührender Vater. Von der Stunde der Geburt an war

er voll Entzücken über das Menschlein, das da in den Windeln lag und das nun sein Kind war. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sein erstes Kindchen in den Armen hielt und es mit dem Ausdruck innigster Zärtlichkeit immer wieder sein eigenes kleines Töchterchen nannte. Zu allen kleinen Hilfeleistungen war er stets bereit, und wenn die Kleinen einmal krank waren, opferte er ohne weiteres seine Nachtruhe, um sie mit rührender Geduld in den Schlaf zu singen. . . .

Wenn er müde nach Hause kam, und die Kinder ihm jubelnd entgegen sprangen, erhellte sich sein ernstes Gesicht, und er herzte und küßte sie mit fröhlichen Worten. Auch fand er mitten in der angespannten Arbeit stets Zeit für sie. — In der Advents- und Weihnachtszeit versäumte er es nicht, jeden Abend mit seinen Kindern die schönen Adventsklieder zu singen. Ein Gemeindeglied, das einmal unerwartet in sein Studierzimmer eintrat, sagte, es werde nie das liebliche Bild vergessen, wie der Vater mit seinen Kindern auf dem Schoße am Adventsbäumchen saß und mit ihnen sang. Auch bei den längsten Liedern mußten stets alle Verse von Anfang bis zu Ende gesungen werden, und er sang sie mit Inbrust und tiefer Andacht. Sein Lieblingslied war: Kommt und laßt uns Christum ehren.

Einen Höhepunkt des Familienlebens bildete sein Geburtstag, der von vielen Ständchen und anderen Aufmerksamkeiten der Gemeinde verschönt war. Die Kinder lernten zu dem Tage immer ein Gedicht auswendig, und meist hatte ich auch eine kleine Aufführung gedichtet, die allerlei Scherzhaftes aus Traugotts Leben enthielt. Traugott war ein sehr dankbares Publikum und konnte unbeschreiblich herzlich lachen und sich freuen über die kleinen anspruchlosen Darbietungen seiner Kinder.

(Fortsetzung folgt in nächster Nr.: „Weihnachten unter der Bolschewistenherrschaft.“)

Die Ahnen-Bibel.

O liebes Buch mit den vergilbten Blättern, ein teures Erbe noch von Salzburg her, kostbares Buch mit deinen großen Lettern, gebunden noch in Schweineleder schwer! Doch aus dem Bände bist du schon gefallen, der Zahn der Zeiten naget schon daran — o kommt und sehet sie, ihr Lieben alle, welch einen Schatz ich daran haben kann! Da finde ich so viele merkwürdige Zeichen, auch Tränen Spuren hier auf einem Blatt; so viele Knicke, Falten ohnegleichen — was alles dieses zu bedeuten hat! Da steht ein Vers mit rot und blau gerändert: „Der Herr ist ja mein Licht, mein Trost und Teil“ — Unleserliche Verslein halb vollendet: „In Christo lieget ja mein ganzes Heil“. Und in den Psalmen, Römer, Offenbarung — wie ist der Rand beschrrieben da und klein! Das ist mir eine heilige Ermahnung, soll mir zu allen Zeiten wichtig sein. Johannes fünfzehn — eine lange Klammer zieht lang sich durch die erste Hälfte hin. Ja jedes Wort, das ist mir wie ein Hammer tief eingedrückt im Herzen und im Sinn. Hebräer zwölf — ein ganz besonderes Zeichen ist hier im zweiten Vers tief eingedrückt, der will mir hier den rechten Schlüssel reichen, was hier so tief mein ganzes Herz bewegt. O liebe Bibel, könntest du erzählen, wo du gewesen und was du geschaut! Du kannst mit keinem Worte je verfehlen, dein Fundament ist auf den Fels gebaut. Kraftvoller Trost warst immer du den Ahnen, für dieses Kleinod gaben Gut und Blut sie her; sie schritten stehend ihre Leidensbahnen, das Wort des Lebens war stets ihre Wehr. O teure Bibel, du mein kostbar Erbe, viel teurer mir als Gold und Edelstein, wenn aus mein Pilgerlauf und wenn ich sterbe, wirst du mein heiligstes Vermächtnis sein.

Luise Gagner.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchencreis.

Pomchrendorf.

Gaben: Aus Rogau von einem treuen Missionsfreund für die Berliner Missionsgesellschaft 5 RM. Herzlichen Dank.

Gestorben: Altjüherwitwe Dorothea Zietkau geb. Zietkau aus Wolfsdorf-Höhe am 26. November im Alter von 80 Jahren; Frau Amalie Ruckpaul geb. Schliedermann aus Groß Stoboy am 27. November im Alter von fast 89 Jahren (sie war das älteste Gemeindeglied); Frau Kientiere Regina Schulz geb. Gehrmann aus Pomchrendorf am 28. November im Alter von 82 Jahren. Nachdem der Tod länger als drei Monate der Kirchengemeinde Pomchrendorf gänzlich fern geblieben war, hielt er binnen 6 Tagen, vom 22.—28. November, leider eine reiche Ernte. Es starben in diesen wenigen Tagen 4 Personen, fast alle ganz plötzlich. Zuerst Herr Tierarzt Dr. Kuhn, der einen schweren Schlaganfall erlitt und wenige Stunden danach verstarb; dann Frau Dorothea Zietkau, die noch zu ihrer Tochter nach Groß Stoboy zum Besuch fuhr und dort am nächsten Tage vom Tode überrascht wurde. Frau Schulz ging ganz unmerklich in die Ewigkeit hinüber; sie legte sich abends in gewohnter Weise zur Ruhe und war morgens, als man ihr Zimmer betrat, bereits entschlafen. Nur Frau Ruckpaul hatte ein längeres beschwerliches Krankenlager durchzumachen. Alle drei Frauen waren schon über 80 Jahre alt, Herr Tierarzt Kuhn erst 57. Frau Schulz und Frau Ruckpaul hatten alles für ihre Beerdigungsfeier noch selbst angeordnet, auch die Lieder bestimmt, die in der Kirche gesungen werden sollten; Frau Ruckpaul hatte sogar einen sehr eingehenden Lebenslauf verfaßt, der zur Verlesung gelangen sollte, wie es hier üblich ist. Für alle wurden erhebende Begräbnisfeiern veranstaltet, die durch schöne Chorgesänge verschönt wurden. Nur in einem Falle unterblieb das Letztere. Die Kirche war fast immer bis auf den letzten Platz gefüllt. Mögen sie alle samt im Frieden Gottes ruhen!

Neuheide.

Sonntag, den 16. Dezember (3. Advent), 9,30 Uhr Gottesdienst, darauf Beichte und heil. Abendmahl. In dem Gottesdienst wird die neugewählte kirchliche Gemeindevertretung eingeführt werden (Wahlperiode 1929—1932). 11,30 Uhr Kindergottesdienst. Freitag: 7 Uhr Adventsandacht im Gemeindehause.

Die Weihnachtsbescherung der Alten und Armen in der Gemeinde findet am Mittwoch, den 19. Dezember nachm. 2 Uhr im großen Saale des Speiserschen Gasthauses in Neukirch statt.

Die evang. Frauenhilfe Neuheide.

Getauft: Horst, Heinrich, Sohn des Landwirts Willi, Heinrich Gerbrand in Oberferbswalde; Anna, Lora, Tochter des Kriegsinvaliden Friedrich Müller in Fichtthorst; Alfred, Sohn des Justmanns Friedrich Fischer in Ellerswald I.

Gestorben: 4. 12. Oberkraftsfahrer der Kraftfahr-Abteilung I Heinrich Krüger in Königsberg, 22 Jahre alt, beerdigt 8. 12. —

Am 5. Dezember feierte der Altjüher Gottfried Hohmann (80 Jahre) mit seiner Ehefrau Justine, Wilhelmine geb. Griehl (70 Jahre) das Fest der goldenen Hochzeit. Auf Wunsch der Familie fand die Feier in der Behausung in Ufchubuden statt. Von den 16 Kindern sind 8 am Leben, die sich sämtlich mit ihren kinderreichen Familien um das Jubelpaar zu einer erhebenden Feier versammelt hatten. Nach der Ansprache des Ortsgeistlichen überreichte die Gemeinde eine goldene Hochzeitsbibel; die Ehejubiläumsmédaille wurde mit den Glückwünschen des Evangelischen Oberkirchenrats und des Evangelischen Konsistoriums der Provinz Ostpreußen überreicht; Pfarrer Ullmann übermittelte mit den Glückwünschen der Preussischen Staatsregierung und des Herrn Landrat Eichorius eine Ehrengabe von 50 Mark; auch die Frauenhilfe von Neuheide überreichte eine Jubiläumsspende von 25 Mark. — Wen der Herr segnet, der bleibt gesegnet ewiglich! —

Nr. 14 der vierteljährlichen Geschichtenfolgen „acht Seiten Freude zu bereiten“ kann im Pfarrhause abgeholt werden. Pfarrer Ullmann.

Pr. Mart.

Am 3. Adventssonntag, den 16. Dezember wird während des Gottesdienstes nach der Predigt die feierliche Einführung der neugewählten Kirchenältesten und Gemeindeverordneten stattfinden. — Im Anschluß an den Gottesdienst wird die gemäß der Verfassung unserer Landeskirche vorgeschriebene Gemeindeversammlung stattfinden. Es wird ein kurzer Bericht des Gemeindefkirchenrats über das kirchliche Leben im vergangenen Jahre gegeben werden. Es können in dieser Versammlung von seiten der Gemeindeglieder Wünsche geäußert und Anregungen gegeben werden. Alle kirchlich wahlberechtigten Gemeindeglieder (das heißt alle, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben) werden hiermit zu der Gemeindeversammlung herzlich eingeladen.

Am Mittwoch, den 19. Dezember, 6,30 Uhr abends Advents- und Missionsstunde in Woelitz. — Die nächste Bibelstunde (Neuendorf-Höhe) findet dann nach Neujahr statt. Näheres wird noch bekannt gegeben.

Wer jetzt zur Kirche kommt, dem wird es auffallen, daß in der Vorhalle zur rechten Hand ein altes Steinbecken aufgestellt ist. Sicher ist dieser uralte Stein in alten, längst vergangenen Jahrhunderten, als das helle Licht des evangelischen Glaubens in unserer Gegend noch nicht seinen Einzug gehalten hatte, als Weihwasserbecken in unserer Kirche benutzt worden. Vor der Kircheninstandsetzung dieses Sommers lag dieser alte, schön behauene Stein vergessen und unbeachtet unter der Treppe, die zum Orgelchor emporführt. Aber solche alten schönen Stücke aus den Zeiten unserer Vorfäter wollen wir nicht so unbeachtet irgendwo herumliegen lassen, sondern sie in Ehren halten und alles schön für uns und unsere Nachkommen aufbewahren. So hat denn der Gemeindefkirchenrat sich mit dieser Angelegenheit beschäftigt und den Stein in der Eingangshalle aufstellen lassen. Aber damit das alte Steinbecken nicht so unbeachtet dastehen soll, ist eine Opferbüchse gearbeitet worden, welche in das Steinbecken hineinpast. Diese Opferbüchse und was da von milbtätigen Händen hineingelegt wird, ist für die kirchliche Armenpflege in unserer Kirchengemeinde bestimmt. So kommt der uralte Stein auf diese Weise wieder zu Ehren und leistet auch unserer jetzigen Zeit weiter seine Dienste. Gott der Herr segne alles, was in diese neu aufgestellte Opferbüchse hineingelegt wird, an dem Geber und an der Gabe, daß sie Gutes schaffe und Hilfe bringe, wo es not tut.

Da wir gerade an den alten Stein denken, können wir auch noch von mancherlei andern alten Stücken in unserer Kirche reden. Wir haben so manches schöne, alte Stück aus vergangenen Jahrhunderten in unserm Gotteshaus. Und wenn der Pfarrer mit den Vorbereitungsfirmanten im Unterricht an den Abschnitt kommt „Unsere Kirche“, da ist dann so Vieles zu sehen und von so vielem, von unsern Vorfäter Ererbten in der Kirche zu erzählen, daß auf diese Weise ein neues Band zwischen alten Zeiten und unserer heutigen Zeit geknüpft wird. — So steht zum Beispiel auf der linken Seite der Kirche ein alter Kirchenstuhl. Vor der Instandsetzung im vergangenen Sommer stand er vollständig unbeachtet in einer ganz dunkeln Ecke, wo es zum Turm hinausgeht. Jetzt ist er, soweit es notwendig war, in Stand gesetzt worden und hat einen ihm gebührenden hellen Platz an der Längswand der Kirche zur linken Hand erhalten. Es ist ein ganz altmodischer Kirchenstuhl für zwei Personen. Die Rückenlehne ist sehr hoch und der ganze Stuhl ist überdeckt von einem höheren Baldachin. An der obersten Querleiste ist folgendes zu lesen: Anivias posse 1578 Andreas Lingner. Der Stuhl ist also, wenn die Jahreszahl so stimmt, schon 350 Jahre alt, kann also in unserm Jahre 1928 direkt ein Jubiläum feiern. Die beiden ersten Worte sind sicher der Hauspruch des alten Bauerngeschlechtes gewesen, dessen Angehörige in diesem Kirchenstuhl gesessen haben. posse heißt zu deutsch „können“; was das erste Wort bedeutet, konnte leider noch nicht herausgebracht werden, da es ein recht unbekanntes Wort zu sein scheint. Außer diesen Worten und Zahlen ist in der Mitte der Inschrift noch ein Herz zu sehen. Das ist vielleicht das Hauszeichen der Familie Lingner gewesen. In alter Zeit hatte ja jede Familie ihr eigenes Hauszeichen. Der Name Lingner

findet sich auch in dem ältesten Kirchenbuch, das aus der Anfangszeit des dreißigjährigen Krieges stammt. So ist zum Beispiel im Jahre 1634 bei einer Taufeintragung als Batin eingetragen: „Dorothea Lingnerische.“ Im Jahre 1642 ist eine Taufe eingetragen: „Kindt von Woelitz, Michael, Vater Michel Lingner.“ Aus dem Jahre 1656 steht im Kirchenbuch eine Notiz: „27. April Anna, Christoph Lingners Nachbars u. Krügers zu Preuschmarkt Ehrliche Haußfrau begraben worden.“

Was mag dieser alte Kirchstuhl der Familie Lingner in den langen, langen Jahren alles gesehen und erlebt haben! Wieviel Leid und Freude, Glück und Sorgen mag mit den einzelnen Familienangehörigen auf den alten beiden Plätzen gesessen haben! Leider ist der ganze Stuhl in vergangener Zeit mit brauner Farbe überstrichen worden. Es gab eben eine Zeit, da hatten die Menschen nichts übrig für den alten Besiß ihrer Vorfahren, da wurde einfach der Pinsel genommen und manche schöne hunte Farbe überpinselt. An dem alten Lingnerischen Stuhl sieht man heute noch, daß unter der braunen Farbe mancherlei Verzierungslinien gezogen sind. Vielleicht ist der Stuhl teilweise mehrfarbig gestrichen gewesen. Bereits im Sommer ist an den Provinzialkonservator, der für die Erhaltung solch alter Sachen zuständig ist, geschrieben worden, ob er nicht eine Altertums-Gesellschaft dafür interessieren könnte, daß wir Mittel bekommen, um den alten Stuhl wieder in seiner ursprünglichen Farbe herzustellen. Leider ist hierauf noch keine Antwort erfolgt.

Das ist ein solch altes Stück aus unserm Gotteshaus. Ein anderes Mal sei von einem andern, von den Vätern ererbten Besiß in der Kirche erzählt. Gerade wenn wir so in liebevoller Weise die einzelnen Stücke in unserer schönen, alten Kirche anschauen, gewissermaßen mit zarter Hand über sie hinstreichen und dem lauschen, was sie uns zu sagen haben, das macht uns dann unser Gotteshaus doppelt lieb und wert.

Vericht des Herrn Superintendenten Dr. Schack über die kirchlichen und sittlichen Zustände im Kirchenkreise Elbing auf der Kreisynode am 5. 11. 1928.

(Schluß.)

Was nun das innere Leben der Gemeinden betrifft, so kann man im allgemeinen sagen, daß das Bild das gleiche ist wie im vergangenen Jahr. Die sehr großen Stadtgemeinden bringen eine unendliche Fülle von Arbeit an die Geistlichen heran. Es ist nur mit Aufbietung aller Kräfte möglich, das Allernotwendigste zu erledigen und den allerdringendsten Verpflichtungen gerecht zu werden. Sehr zu begrüßen war es, daß die durch den Fortzug des Herrn Superintendenten Hegner entstandene Vakanz nur ca. 6 Wochen dauerte, da fandte das Konsistorium in voller Würdigung der geistlichen Notlage unserer Stadt den aus der Ukraine kommenden Probst v. Kuhlberg, der sehr bald den Komplex mit der Gemeinde fand und dann mit sehr großer Mehrheit von der Gemeinde gewählt wurde. Wir begrüßen es dankbar, daß wir diesen Mann mit seinen in 10jährigem schweren Dienst im Lande des Bolschewismus gesammelten reichen Erfahrungen gerade nach Elbing bekommen haben. Unserer deutschen Grenzbevölkerung tut weitestgehende Aufklärung über die satanischen Zustände in jenem Lande ohne Gott dringend not. Sehr erfreulich ist auch die Tatsache, daß jetzt die jahrelang vakant gewesene 3. Pfarrstelle von St. Marien besetzt wird. Dem Inhaber dieser Pfarrstelle wird neben seinem vielleicht nicht sonderlich umfangreichen pfarramtlichen Dienst in der Gemeinde die Aufgabe zufallen, die Jugendpflege der Stadt zu fördern und vielleicht darüber hinaus die des Kreises. Es liegt hier, das geht einwandfrei aus allen Berichten der Geistlichen hervor, — eine bittere Notlage unseres Volkes zu Tage. Ueberall dieselbe Klage aus Stadt und Land mit wenigen Ausnahmen: Die Jugend ist zügellos, oft verwahrlost, tanzwütig, vergnügungssüchtig, für die Kirche schwer zu haben. Bezeichnend ist die Tagebuchnotiz eines der kürzlich hier in Elbing anwesenden Grazer Studenten: Gegend fabelhaft, Jugend skandalös!

Es wird von der Kirche viel getan, um die Jugend zu sammeln und sie in ihrem Geiste zu beeinflussen; besonders

die weiblichen Jugendvereine in einigen Landgemeinden blühen, doch auf das ganze gesehen ist's zu wenig. Die männliche Jugendpflege liegt stark darnieder. Die wenigen Mitglieder in unseren beiden männlichen Jugendvereinen (viele von ihnen können als „Jugend“ nicht mehr gerechnet werden), sprechen für das große Ganze wenig mit. Ob es der Kirche gelingen wird, die heranwachsende Mannschaft zu gewinnen? Fraglich ist's gewiß. Sicherlich nie ohne die Familie, die heute auch arg darniederliegt und nur noch in Ausnahmefällen ihre hochwichtige Aufgabe am Volk erfüllen kann. Zweifellos ist die elende Vereinsmeierei in unserem Volk eine furchtbare Gefahr. Die Zahl der Turn-, Sport-, Spiel-, Fahr-, Wander-Vereine ist Legion, dazu die farbigen Abschattierungen auf der politischen Musterkarte. Könnte die Familie wieder ihre Aufgabe erfüllen, wären viele der Vereine nicht nötig. Sie ist, wie ein Amtsbruder schreibt, der wichtigste und beste Verein.

Vielleicht ist ein aussichtsreicher Weg zur kirchlichen Beeinflussung der Jugend noch der von Hosprediger Döhning seiner Zeit empfohlene der Jugendgemeinde. Mit Jugendgottesdiensten, zu denen die gesamte konfirmierte Jugend der drei letzten Jahrgänge durch Karten eingeladen werden, habe ich in meiner früheren Landgemeinde beste Erfahrungen gemacht. Hunderte (auch Jungens) kamen und fühlten sich miteinander solidarisch und sahen es gern, daß eigens für sie ein Gottesdienst veranstaltet wurde.

Ähnliches wie von den Jungen gilt auch von den Alten; sie kommen zur Kirche, ein schlechter Kirchenbesuch ist eigentlich nirgends zu verzeichnen, aber es kommen in der Regel immer dieselben, dieselben wenigen aus der Schar der vielen — weit mehr Frauen als Männer. Und für die meisten von ihnen ist das Kirchgehen eine Gewohnheit, die gewiß nicht gering geschätzt werden soll, aber doch noch nicht lange alles ist, was wir erstreben müssen. Die großen Massen, besonders in der Stadt — bleiben draußen, man bekommt sie nur bei Trauungen und Begräbnissen in die Reichweite des göttlichen Wortes. Wie wichtig darum diese Amtshandlungen!

Aber die Mitarbeit der Gemeinde vermisst man so oft. Einer schreibt sehr richtig, daß der lutherische Gedanke des allgemeinen Priestertums der Allgemeinheit sehr fern liegt. Daß die Ältesten und Gemeindevorordneten mit beteiligt werden an dem innerkirchlichen Leben ist wohl in allgemeinen eine Ausnahme. Es müßten mehr Vorträge in den Sitzungen gehalten werden, durch welche die Gemeindevertreter über wichtige Fragen des innerkirchlichen Lebens aufgeklärt werden können. Das Gemeindebewußtsein ist im allgemeinen sehr schwach ausgebildet. In manchen Gemeinden ist eine katastrophale Zerrissenheit festzustellen. Es ist eine Gemeinde auf der Elbinger Höhe, wo eine tiefe Kluft zwischen den einzelnen Volksschichten sich aufgetan hat, wo von einer einheitlichen Kirchengemeinde, die sich im Geiste Jesu zusammengeschlossen hat, keine Rede mehr ist. Und eine Stadtgemeinde ist's, in der die Unruhe durch einige unruhige Geister verewigt zu sein scheint. Man sollte dort sich das Gebet des Herrn vor seinem Scheiden immer tiefer und erster in die Seele schreiben: „Daß sie alle eines seien!“

Es ist unendlich viel, was anders werden und anders sein müßte in unserer Kirche. Gar zu leicht täuschen wir uns durch scheinbare Erfolge über die abgrundtiefe geistliche Not der Gegenwart hinweg. Der ältere Blumhardt hat die Kirche einmal mit einem Eisenbahnzug verglichen, bei dem die Kuppelung gerissen und die Lokomotive allein weitergefahren ist. All das lebhaftes Grüßen und Winken aus den Fenstern könnte ihn nicht darüber täuschen, daß der Zug tatsächlich stehen geblieben sei. Nur keine Ruhe und Zufriedenheit, lieber erschrocken sein, gerüttelt und geschüttelt werden!

Wenn der Berliner Generalsuperintendent von dem „Jahrhundert der Kirche“ sein Buch schreibt, so meint er nicht, daß die Kirche heute schon so bedeutend sei, daß man um ihrer Leistungen willen dieses Jahrhundert so nennen könnte, sondern er ist der Ansicht, daß man um ihrer hohen Aufgaben willen, die in diesem Jahrhundert von der Kirche zu erfüllen seien, diese Zeit so nennen müßte. Die Kirche ist das Instrument, um den Willen Jesu auf Erden

zu erfüllen. Entweder wird sie ihn tun oder sie wird nicht mehr sein.

Vielleicht sind die Nöte, die gegen unsere Kirche heraufziehen, wie Wetterwolken am Horizont, Atheismus, Kommunismus, Gleichgültigkeit der Massen, Zerplitterung durch die Sekten, Verdrängung durch den Katholizismus vermittels Parlament und Konordat, vielleicht sind diese Nöte Fingerzeige unseres Gottes, Warnungssignale aus der Ewigkeit. Möchten sie's sein, damit der evangelische Mensch aufwacht und sich selbst besinnt, darauf, was er noch hat, und damit er tut, was der Herr von ihm fordert: Ich habe euch erwählt und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet!

Das walle Gott!

Der Weg zur besseren Zukunft.

Abdentsgedanken von Pf. J. Kupisch-Rosenburg.

Die Wirklichkeit des Lebens beweist, daß die Umgestaltung der äußeren Formen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens eine bessere Zukunft noch lange nicht verbürgt. Soll es mit dem Leben um uns besser werden, dann muß es mit dem Leben in uns besser werden, dann müssen wir Menschen selbst neu werden. Denn wie der Mensch, so auch sein gesamtes Leben. Der gute Baum bringt gute Früchte, der faule aber faule: der gute Mensch macht alles gut, der schlechte aber alles schlecht und gemein. An einem Beispiel kann das jedem klar gemacht werden: Man nehme eine große, schön eingebaute, auf das beste eingerichtete Wirtschaft und übergebe sie einem, der als Mensch ein Taugenichts ist: ein verkommener Faulenzer und Lebemann. Nach kurzer Zeit wird er die Wirtschaft herunterwirtschaften, dann bald verwirtschaften. Andererseits nehme man eine verwaarloste Wirtschaft und übergebe sie einem guten Menschen, der in Ackerbau und Viehzucht Bescheid weiß und fleißig ist. Nach einigen Jahren wird die Wirtschaft anders aussehen. Genau so ist es auch mit jedem Geschäft, jeder Schule, jeder Behörde, jedem Staat, dem gesamten Leben; die Guten bauen auf, die Schlechten reißen nieder. Aber auf die Frage, wie denn der Mensch gebessert werden könnte, antworten wieder noch viele, daß das ja doch nur durch die Hebung und Verbesserung der sozialen Lage, der materiellen Lebensbedingungen geschehen könnte. Das ist grundsätzlich falsch und nur bedingt richtig. Grundsätzlich falsch, weil es schlechte Menschen gibt, die unter günstigsten Lebensverhältnissen geboren und aufgewachsen sind, und weil es gute Menschen gibt trotz der ärmlichsten und ungünstigsten äußeren Lebensbedingungen, unter denen sie aufgewachsen sind. — Bedingt richtig nur insofern, als der gute und der schlechte Mensch unter günstigeren Lebensverhältnissen besser vorwärts kommen als unter den ungünstigeren. Es ist das im Menschenleben so wie im Naturleben. Der Wildling bleibt Wildling und wird nicht zum edlen Baum, und der edle Baum bleibt edler Baum und wird nicht zum Wildling, ob man sie im guten oder im schlechten Boden wachsen läßt. Sie wachsen aber beide im besseren Boden besser und im schlechteren Boden schlechter. Diese einfache Lebenswirklichkeit durchschauen oberflächlich denkende Menschen nicht und kommen daher zu der oben erwähnten falschen Meinung. Dies verstehe aber niemand so, als ob wir denen, die in einer mißlichen materiellen und sozialen Lage sind, nicht eine bessere wünschten. Die wünschen wir ihnen von Herzen und darum zeigen wir ihnen den rechten Weg, sie zu erreichen.

Die Einsichtigeren begreifen sehr gut, daß auf dem erwähnten Wege der Mensch selbst nicht gebessert werden kann. Sie suchen daher andere Wege. Viele unter ihnen sind noch immer derselben Meinung wie einst die alten Griechen, daß der Mensch nur durch die Schulung des Verstandes besser würde. Sie sagen, man müsse den Menschen nur aufklären, ihm das rechte Wissen über alle Dinge beibringen, seinen Verstand gut ausbilden, dann werde er schon besser werden. Indes so notwendig und nützlich die Ausbildung des Verstandes auch ist, durch sie allein schafft man noch keine besseren Menschen. Das beweist ebenfalls klar die Wirklichkeit des Lebens. Schlechte Menschen, Verbrecher, Gauner, Betrüger und Wüstlinge, gibt es ebenso unter den Geschulten wie unter

den Ungeschulten. Und die geschulten Gauner sind noch viel gewandter als die ungeschulten. Die Verstandesbildung allein vernichtet die Bestie im Menschen nicht; sie schärft ihr vielmehr die Krallen und macht sie nur gemeingefährlicher. Wer darum lediglich von der Verbesserung der sozialen Lage und der Verstandesbildung eine Besserung der Menschen erhofft, der gleicht einem törichten Gärtner, der allein durch gute Pflege: Bädung, Bereinigung und Beschneidung einen Wildling zum guten und edlen Baum machen will. Dadurch erreicht er nur ein üppigeres Wachstum des Wildlings, aber niemals einen edlen Baum.

Jeder vernünftige Gärtner weiß: soll aus einem Wildling ein edler Baum werden, dann genügt auch die beste Pflege noch nicht, dann muß der Wildling abgeschnitten und ihm ein edles Reis aufgesproßt werden. Dieses wächst und veredelt dann die Lebensäfte des Baumes, trotzdem die Wurzeln und der Stamm des Baumes die alten bleiben. So ist es auch mit dem Menschen. Soll er gut und edel werden, dann muß er mit der alten Gesinnung, mit der Sünde und der Liebe zur Sünde brechen, und eine neue Lebenskraft und Gesinnung, die nicht in ihm ist und auch nicht in ihm selber geweckt werden kann, muß ihm zugeführt werden. Das ist es, worüber Christus den gelehrten und greisen Nikodemus belehrt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser (d. h. aus Reue und Beteuerung) und Geist (d. h. aus Erneuerung durch den Geist Gottes), so kann er nicht in das Reich Gottes kommen (Joh. 3, 5). Kurz gesagt: wahrhaft gut und edel wird der Mensch nur dann, wenn der Geist und die Gesinnung Christi in ihm wohnen, wenn er wie eine Rebe aus dem Weinstock Christus hervorstößt, in ihm bleibt und von seinem Leben und Geist gespeist und getragen wird. (Joh. 15, 5.)

Güte, Reinheit, Adel des Herzens bilden auch das Wesen der wahren Bildung. Ohne sie ist jede Bildung nur eine Scheinbildung. Darum ist Christus und sein Evangelium die Grundlage und Quelle nicht nur der Veredelung der Menschenherzen, sondern auch jeder wahren Bildung, wie schon Comenius, der Vater der Pädagogik, nachdrücklich betont hat.

Und unserer Zeit ruft der Jenenser Philosoph und Pädagoge Max Wundt in einem Aufsatz der „Neuen Pädagogik“ zu: „Alle wahre Bildung muß auf dem Grunde der Religion befestigt werden, weil nur die Religion einen wirklichen unbedingten Wert bietet. Und nur an festen, unbedingt gültigen Werten kann das heranwachsende Geschlecht herangebildet werden. Sie weisen immer wieder zurück auf den allein unbedingten Grund in der Religion. Religion aber bedeutet für uns Christentum. Das sollte jedem geschichtlich Denkenden verständlich sein. Die tiefe Wahrheit und den reichen Gehalt des Christentums wollen wir nicht rauben lassen durch die verschwommenen Begriffe einer angeblich allgemeinen Religion.“

Also die Wirklichkeit des Lebens, die größte Lehrmeisterin der Menschen, aber auch die wahre Wissenschaft und Pädagogik belehren uns unmißverständlich, daß der einzige Weg, auf dem das gesamte Volk, d. h. alle seine Stände und Schichten, die Reichen und die Armen, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Regierenden und die Regierten, einer besseren Zukunft entgegengeführt werden kann, der Weg der Besserung des Menschen selbst, der Weg der Veredelung seines Herzens, seiner Gesinnung ist. Und diesen Weg zeigt uns der, dessen Worte wahr bleiben werden ewiglich, und der von sich gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Die diesjährige Weihnachts-Nr. des Ev. Volksblatts, die bereits gesetzt wird, eignet sich wegen ihres Inhalts (Bild von Rud. Schäfer „Stille Nacht“; Weihnachtserzählungen von Ludwig Schneller und von Schmid-Rugelbach, dem „Meister Guntram von Augsburg“ u. a.) als Bescherungsgabe für Frauenhilfe usw. Aber die Bestellung muß sofort erfolgen und spätestens am 16. d. Mts. in Heiligenbeil eintreffen. Belieferung (portofrei) nur in ff. Mengen: 60 Stück (3 Mk.); 100 Stück (5 Mk.); 150 Stück (7,25 Mk.); 200 Stück (9 Mk.); 300 Stück (12,50 Mk.); 500 Stück (18,50 Mk.).